

keiten haben Städte und Bürgerschaft, mit Konflikten aus der Nutzungskonkurrenz und Problemen der Zugänglichkeit in den Stadtzentren umzugehen?

Zunächst leuchtet *Werner Kaschuba* mit dem Blick des Ethnologen die „Kampfbzonen“ der Metropole Berlin sowie die dahinter verborgenen Konfliktlinien und divergierenden Weltdeutungen aus und erinnert daran, dass Berlin zwar nicht überall sei, aber dort in Zuspitzung sichtbar wird, was in anderen Städten später ähnlich folgen könnte.

Der Ruf nach der Polizei, nach Überwachung ist schnell erhoben, die Verachtung für die Rufer ebenso schnell kundgetan: hier krakelende, schmutzende Jugend im Sufi und Touristen ohne Manieren, dort ubellaunige Spießbürger, die in Wahrheit nur neidisch der Jugend ihre Jugend vorwerfen. Fest steht, weder die kommunalen Behörden und Parlamente in den betroffenen Städten noch die Landesregierungen können diese Konflikte und Probleme länger ignorieren. Die grün-rote Landesregierung von Baden-Württemberg sah sich im Jahre 2013 veranlasst, einen Runden Tisch „Lebenswerter öffentlicher Raum“ aus Experten und Politikern zum Thema einzuberufen, der auf der Grundlage verlässlicher Informationen Empfehlungen erarbeiten sollte. *Max Hermandt*, Mitglied des Runden Tisches, berichtet über die wissenschaftliche Begleitforschung, an der er maßgeblich beteiligt war. Den besonderen Weg, der in der Alkoholprävention bei Jugendlichen in Bozen. Er beruht im Kern darauf, anstelle repressiver Strategien einen Dialog zwischen allen Beteiligten aufzubauen, der grundsätzlich das Recht der Jugend auf Grenzerfahrung auch durch Drogen annimmt – eben auf „Feiern mit Niveau!“

Fragen der Zugänglichkeit der Altstadt für Menschen mit eingeschränktem Bewegungsradius gehören in diesen Themenkreis gleichwertiger Teilhabe aller am öffentlichen Raum. *Peter Neumann* stellt den Handlungsansatz „Design für Alle“ vor, der darauf abzielt, gruppenspezifische Anforderungen in einem integrierten Konzept zusammenzufassen und der über dialogische Verfahren einen Ausgleich zwischen funktionalen, gestalterischen und denkmalpflegerischen Erfordernissen sucht. Dies verdeutlicht er am Beispiel eigener Arbeit in der Bischofsstadt Paderborn. Öffentliche Räume leben von der Vielfalt der Nutzer und Nutzungen auf engem Raum. Die Anforderungen, die an sie gestellt werden, sind widersprüchlich und ändern sich dynamisch über Zeit. Um deren Qualitäten zu sichern, wird von der kommunalen Planung und Politik ein sehr flexibles und offenes Vorgehen verlangt, das den „Ambilanzen in Stadträumen“ gerecht werden muss. *Juliane von Hagen* verdichtet die wichtigsten Befunde langjähriger Forschung zu den kommunalen Strategien in Stadträumen in fünf kommentierten Thesen.

*Johann Jessen*  
Stuttgart/Esslingen  
November 2014

Forum Stadt 4/2014

## KAMPFBZONE STADTMITTE: WEM GEHÖRT DIE CITY?

### 1. EINFÜHRUNG

Der Titel meines Beitrags mag zunächst ein wenig martialisch klingen, zumal vor dem Hintergrund einer Tagung im schönen Sterzing, das als städtischer Raum doch eher eine Atmosphäre von Beschaulichkeit und Friedfertigkeit ausstrahlt!

„Kampfbzonen Stadtmitteln“: Da denken wir zunächst und zu Recht wohl an politische Situationen und Konstellationen wie die auf dem Maidan in Kiew, wo vor kurzem noch militärische Kämpfe mit dramatischem Verlauf stattfanden. Doch eben: dort, nicht bei uns, weit weg! Immerhin jedoch wurde damit dort wie in vielen anderen Städten der europäischen und der arabischen Welt sichtbar, wie sehr Stadtzentren in den letzten Jahren (wiewohl!) zu symbolischen und strategischen Bühnen des gesellschaftlichen Konflikts und der politischen Auseinandersetzung werden. Die Stadtmitteln auch als das umkämpfte Gesellschafts- und Machtzentrum: Diese Rolle und Funktion der „City“ ist uns damit wieder sehr viel bewusster geworden.

Vergleichen mit meinem Vortragstitel jedenfalls klingt das Tagungsthema „Altstadt für alle?“ zwar wesentlich harmloser und unaufregter. Doch mit seinem Fragezeichen und mit seiner Unterzeile „Urbanität als Zumutung“ wird in gewisser Weise ebenfalls ein symbolisches Minenfeld markiert, das Altstädte und Stadtmitteln in Konfliktslagen verwirklicht sieht und das sie ebenfalls und buchstäblich als „umstrittene“ Räume begriff. Diese gemeinsame Problemperspektive will ich nun aufnehmen und damit auch den militärischen Sprachgebrauch verlassen, um ins Zivile zu wechseln. Dies scheint dem Thema ohnehin eher angemessen, weil gerade die Stadt für uns in historischer wie gesellschaftlicher Hinsicht gewissermaßen als die räumliche Verkörperung von Zivilität erscheint.

Deshalb möchte ich nun zum einen die unmittelbare Aktualität und Faktizität meines Themas an einem konkreten Beispiel skizzieren, zum zweiten den historischen Bildern und Entwicklungen von Urbanität ein wenig nachgehen, zum dritten nach den Gründen und Spielarten der Wiederentdeckung der Innenstädte in den letzten Jahrzehnten fragen und zum vierten schließlich überlegen, ob und wie aus „zugemuteter“ vielleicht durchaus

1 Dieser Text geht zurück auf einen Vortrag unter gleichem Titel, gehalten am 15.05.2014 auf der Internationalen Tagung von Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V. in Sterzing (Italien). Der Vortragcharakter dieses Beitrags wurde im Wesentlichen beibehalten.

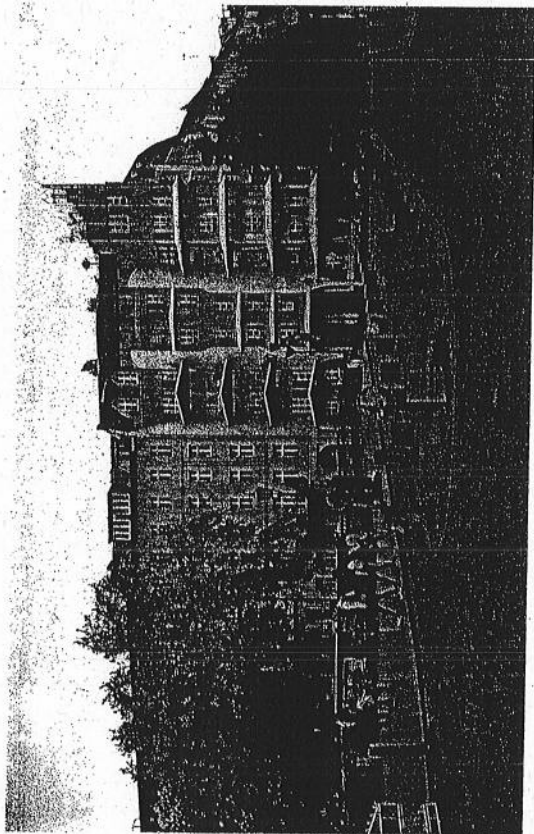


Abb. 1: Admiralbrücke bei Tag in Berlin 2014; Foto: W. Kuschuba.

auch „gelungene“ Urbanität werden kann. Viele meiner Beispiele und Bilder stammen dabei aus Berlin, stehen damit gewiss aber nicht nur für dortige lokale, sondern in vieler Hinsicht für generelle Entwicklungen urbaner Räume.

## 2. ZUM BEISPIEL: ADMIRALBRÜCKE BERLIN

Die Admiralbrücke überspannt in Berlin-Kreuzberg den Landwehrkanal, wurde 1882 gebaut und nach einem Admiral Adalbert benannt, Prinz von Preußen, der sich in den 1850er Jahren stolz Generalinspekteur der preußischen Marine nennen durfte. Die Brücke ist also als historischer Ort eher ebenso belanglos wie die preußische Marine als historische Flotte. Und auch heute erscheint das Bauwerk tagsüber durchaus friedlich, harmlos und mäßig frequentiert (vgl. Abb. 1). Nachts allerdings erstreckte sich hier über lange Jahre hinweg tatsächlich eine urbane „Kampffzone“. Die Brücke bildete nämlich ab Ende der 1990er Jahre den abendlichen Treffpunkt für Liebhaber von urbanen Sonnenuntergängen, Sitzgruppen, Gitarrenklängen, Bierflaschen und dem damit gerne verbundenen Spiel, Kronkorken in den Asphaltstreifen zwischen den alten Pflastersteinen zu versenken (vgl. Abb. 2). Sie verkörperte damit eine Insel romantischer Urbanität, die in Reisebüchern als einer der angesagten Orte für die berühmten Berliner Nächte und Bottlepartys bezeichnet wurde. Spötter beschrieben das Szenario daher recht treffend als urbane „Kronkorken-Romantik“.

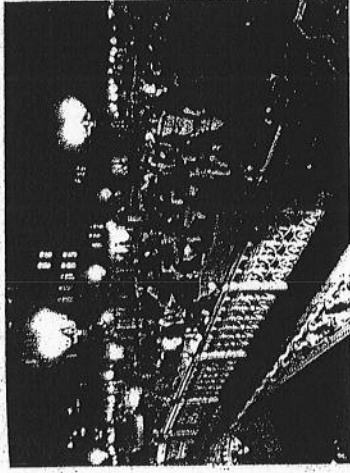


Abb. 2: Admiralbrücke bei Tag in Berlin 2014; Foto: W. Kuschuba.

wollen schlafen! Wir müssen morgen früh arbeiten (im Unterschied zu Euch)! Hier wohnen Kinder im Haus! Wir wollen nicht mehr jeden Morgen Euren Müll wegräumen! Die Brückennutzer wiederum markierten die Brücke als „öffentlichen“ Raum, beriefen sich auf die berühmte „Kreuzberger Freiheit“ und erklärten ihr abendliches Meeting zum „sozialen Common“, da die Brücke schließlich gemeinsames Eigentum zur gemeinsamen Nutzung sei.

Schließlich mussten Bezirk und Polizei eingreifen, um eine Konfliktschlichtung zu versuchen. Runde Tische wurden organisiert, Bürgerversammlungen und Mediationen, um den „anderen“ Kreuzberger Weg, den ohne direkte Verbote, auch hier weitergehen zu können. Sein Erfolg blieb freilich bescheiden. Also wurde die Wissenschaft zu Hilfe gerufen, die in einer kleinen Untersuchung feststellen sollte, wer da überhaupt feiert. Die für viele Anwohner erstaunliche Antwort auf diese Frage lautete, dass überraschend viele andere Anwohner selbst Teilnehmer der Brückenpartys waren, dass sich also auf die „Fremden“ als die Ruhestörer nicht wirklich überzeugend schimpfen ließ. Ab 2009 wurde dann der Kompromiss gefunden, dass bis 22 Uhr Sonnenuntergangstreffen und Party erlaubt sind. Danach erfolgt ein „Ansprachen“ der Brückenbesatzung durch freundliche Polizisten mit der Bitte, wer weiterhin laut kommunizieren oder musizieren wolle, möge dies bitte in den umliegenden Lokalen tun – oder eben auf einer anderen Berliner Brücke.

Ich habe gerade dieses Beispiel ausgewählt, weil daran einige ebenso typisch urbane wie kulturelle Konfliktdimensionen sichtbar werden: Zum einen verfügt die Kreuzberger Admiralbrücke über keine lokale Tradition als bekannter Altstadtort oder als ein traditioneller städtischer Treffpunkt, wie das in Berlin etwa der Kudamm, der Alexander- oder der Kollwitz-Platz verkörpern. Es ist also nicht eine besondere symbolische Prägung, die ihn zur Bühne abendlichen Feierns macht, sondern seine besondere soziale und ästheti-

sche Verortung, bei der die Lage in Kreuzberg und am Wasser verbunden mit der Musik- und Abendatmosphäre offenbar intensive Gefühle von Erlebnis und Gemeinschaft aufkommen lässt. Es entstehen Wir-Gefühle, zumindest für kurze Zeit, wie sie für urbane „Erlebnismgemeinschaften“ in den letzten Jahren charakteristisch geworden sind. Vielfach sind sie jugendkulturell geprägt und bevorzugt in städtischen Uferzonen aufgesucht, weil offenbar gerade die „Riverside“ als vermeintliche „Naturseite“ solche romantischen Verklärungen der spätmodernen Stadtlandschaft nahelegt.

Zum zweiten – und zunächst überraschend für die gestressten Brückenanwohner – sind es eben keineswegs nur die Touristen und die Fremden, die an den städtischen Plätzen und Ufern solche Feiern und Bottlepartys schätzen. Vielmehr scheinen diese Formen dazu für Einheimische und Anwohner deshalb interessant, weil die räumlichen Zugänge – und weil für viele von ihnen damit offensichtlich dieses „Draußen und Zusammen“ aktiver erscheint als das „Drinne und Allein“.

Drittens „lernen“ wir an und von solchen Beispielen offenbar alle etwas, manche weniger, manche mehr. Wir lernen, dass der Konflikt von uns zunächst als Ärgernis erlebt, in Konfrontationen gedacht und in Stereotypen eingeordnet wird: Die Anwohner betrachten hier die Anderen auf der Brücke als Partyvolk, Touristen, Nachtschwärmer und notfalls auch als Fremde mit migrantischem Hintergrund, während die Brückenleute sich umgekehrt mit Sprüchen und Bildern über anwohnende Spießbürger, Eigenheimer oder Gentrifizierer lustig machen und sich selbst als die „wirklich“ Urbanen feiern dürfen. Gerne und per Graffiti gibt man sich gegenseitig auch gute Ratschläge wie: „Geht doch nach Mitte, bitte!“ (vgl. Abb. 3). Auf den zweiten Blick wächst dann aber oft doch auf beiden Seiten die Erkenntnis, dass sich die Fronten wie Interessen offenbar immer eher gemischt und verworren darstellen, als eindeutig und konfrontativ. Also sind nun eher Pragmatik und Kompromissbereitschaft angesagt. Mir scheint dieser Erfahrungsbogen mittlerweile in vieler Hinsicht als „typisch urban“, weil sich darin widerspiegelt, wie sehr städtische Räume und Orte heute Konfliktzonen verkörpern, in denen sozial und kulturell Unterschiedliches aufeinander trifft und seine Positionen und Rollen immer neu aushandeln muss. Das führt zwar auch zu konflikthafte Momenten, mischt jedoch die sozialen Milieus immer wieder auf und durcheinander. Und es produziert damit letztlich soziale Lerneffekte, wenn die Konflikte eben „städtisch“ verhandelt und nicht „dörflich“ tabuiert werden.

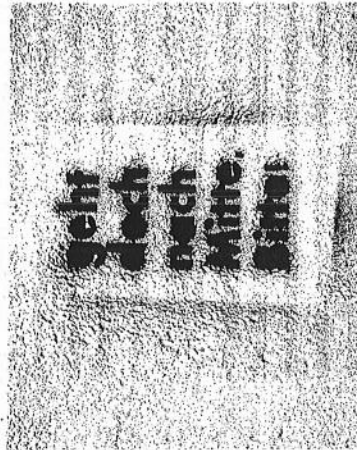


Abb. 3: Geht doch nach Mitte bitte – Berlin 2013; Foto: W. Kaschuba.

Viertens könnte man sich an dieser Stelle durchaus fragen, ob das Szenario der Kreuzberger Admiralbrücke auch in einer Kleinstadt oder einem Dorf denkbar wäre. Die Antwort auf diese Frage müsste wohl lauten: eher nicht! Denn wenn sich dort örtliche Gymnastien oder Fußballjüngendliche zu einer Party in der Altstadt oder auf dem Marktplatz versammeln, sind in der Regel zuständige Polizisten, Lehrer oder Trainer rasch zur Stelle (oder sogar schon da), um deutlich zu machen: „Nicht hier und nicht bei uns!“ Denn der Kontext kleiner Face-to-Face-Gesellschaft bedeutet eben meist auch: lokale Identifikation, soziale Kontrolle, normative Regulation. Wer anders sein und anderes tun will, soll dies gefälligst auf dem Waldspielplatz oder im Nachbarort versuchen, nicht mitten in unserem lokalen „Wir“.

Es braucht also offenbar – fünftens – die urbane Konstellation von sozialer Anonymität und kritischer Masse, damit die Kampfbzone Stadtmittte als „zugemutete“ Urbanität überhaupt zu Stande kommen kann. Nur wenn es sozial eher unkontrolliert bleibt und wenn es auch vergleichsweise viele gemeinsam tun, entsteht diese spezifische Konfiguration der „urbanen Erlebnismgemeinschaft“. Insofern bieten eher nur die mittleren und großen Städte, vor allem touristische Orte, entsprechende Voraussetzungen für solche Erlebnisräume und -formen. Dabei sind keineswegs nur die Ferntouristen aus London, Tokio oder Buffalo gemeint, die wir so gerne als fremde Störenfriede wahrnehmen. Nein, Touristen sind auch wir Stadtbewohner längst selbst – in anderen Städten wie in der eigenen Stadt: weil auch wir mittlerweile den eigenen Marktplatz gerne als Biergarten nutzen und das Thai-Lokal um die Ecke als Eingangstor in die urban-exotische Esskulturlandschaft. Weil auch wir unsere Alstädte und Stadtzentren längst als musikalische Erlebnis- und festliche Eventräume frequentieren. Und weil auch wir dort die „urbane Imagination“ suchen, also jene Räume und Rollen, in denen wir uns anders, neugierig, unkontrolliert verhalten können, und jene Gruppen und Formationen, in denen beim Sitzen, Reden, Trinken, Musikhören situative Emotion und Nähe entstehen mögen. Kurz gesagt: Weil auch wir also längst selbst Akteure dieser neuen und gescholtenen „urban Gaudi“ sind.

Wenn es gut geht, lernen wir also – sechstens und letztens – an und in solchen Nutzungskonflikten um urbane Räume, dass es oft eine Frage der Situation und der Position ist, wie wir selbst mit Verschiedenheit und Vielfalt umgehen, und dass es dabei oft nicht um die Stadt, sondern mehr um uns selbst geht, um unsere Identitäten und Identifikationen. Diese allerdings verbinden wir immer enger mit unseren Kiezen und Städten, weil urbane Orte und Räume für uns zu einer immer wichtigeren identitären Ressource werden: zu räumlichen Bezugspunkten unserer Wir- und Selbstbilder. Deshalb neigen wir auch so zu urbanen „Stammeskämpfen“, zum Verweis auf den exklusiven Status des Alt-ingessenen, des echten und einheimischen Bürgers, der im Zorn dann auch gerne mal „biodeutsch“ daherkommt – eben dann, wenn diese Anderen unserer städtischen Wohnzimmer zu bedrohen scheinen und sich dazu noch als Touristen, Migranten oder dänische Gentrifizierer recht leicht ausgrenzen, „fremd“ machen lassen.

Offenbar brauchen wir also solche Differenzkonstruktionen und Feindbilder zunächst einmal, um gegen dieses „Die“ überhaupt unser „Wir“ herstellen zu können. Denn diese innere Selbst-Identifizierung funktioniert nur über Kontrast und Differenz nach außen: ohne „Die“ kein „Wir“! Danach jedoch erkennen wir – manchmal jedenfalls –, dass „Die“ zumeist so homogen, so anders, so fremd gar nicht sind, dass wir in urbanen Räumen vielfach dasselbe tun wie sie und dass „älter“ oder „einheimisch“ zu sein, allein auch noch kein Verdienst ist. Diese selbstreflexive Wendung könnte die „urbanen Stämme“ dann letztlich doch zu kurzlebigeren und offeneren Phänomenen machen als entsprechende dörfliche Gesellschaftsformen. Dann verkörperte diese vermischte und fluide Stadtkultur eben auch nicht mehr nur „zugemutete“ (weil: „fremde“), sondern auch „gewollte“ (weil: „eigene“) Urbanität, also eben auch kosmopolitische Einstellungen.

### 3. URBANITÄT ALS RAUM- UND KULTURFORMATION: EIN HISTORISCHER REKURS

Nicht erst seit Georg Simmel, aber spätestens mit ihm wissen wir, dass die Stadt historisch wesentlich durch die Zuwanderung von Menschen, von Ideen und von Waren entsteht, dass sie also ein Produkt von Migration, Mobilität und Zirkulation ist, wesentlich konstituiert durch „Fremde“ und durch „Fremdes“? Daraus entstehen immer auch soziale Konstellationen der Heterogenität und des Unterschieds, der Konfrontation und des Konflikts. Und es sind wiederum diese sozialen Spannungen und kulturellen Friktionen, die durch die Geschichte hindurch die besonderen urbanen Kraftfelder und Kreativitätspotentiale erzeugen. Auch der Nationalökonom Werner Sombart unterstrich schon vor fast 100 Jahren die besondere Rolle, die dabei den Fremden und Neubürgern zukam, die in den städtischen Gemeinschaften lokale Regeln verletzten und alte Ordnungen bekämpften, um Veränderung und Innovation zu ermöglichen – und um Gewinn für sich zu erzielen.<sup>2</sup> Dies, das Gesellschaftsprinzip von Vielfalt und Unterschied, von Ungleichheit und Konkurrenz, bildet historisch das entscheidende urbane Kapital, um gesellschaftlich wandlungs- und entwicklungsfähig zu bleiben. Und diese permanente Auseinandersetzung mit einer urbanen Lebenswelt, die Anderssein wie Veränderung, Kontakt wie Konflikt *alltätlich* und *existenziell* einschließt, ist und bleibt auch das zentrale Motiv der Urbanisierung.

So wird dieses Phänomen auch seit gut 150 Jahren diskutiert: zum einen als ein umfassender Prozess der *äußeren Urbanisierung* der Stadträume in Form von Fabriken, Wohngebäuden, Verkehrswegen und in Gestalt von sozialer Vermassung, Mobilität und Verdichtung; zum andern als ein komplizierter Modus der *inneren Urbanisierung*, die seit

dem Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem als eine physische, kognitive und mentale Anpassung des Menschen an die großstädtischen Lebensbedingungen verstanden wird, an Vielfalt und Fremdheit, an Masse und Enge, an Kooperation und Konkurrenz, an Konsum und Politik – also vor allem auch als ein kultureller und psychischer Vorgang. So werden Entwürfe eines neuen Menschentyps, des „Homo urbanus“, vor allem in den 1920er Jahren in Europa wie den USA heftig und fantasievoll diskutiert.<sup>4</sup>

Dabei nimmt die Idee der inneren Urbanisierung ein Motiv auf, das der Soziologe Max Weber um 1900 jenen „Duft der Freiheit“ nannte, der aus den Städten damals weit hinaus aufs Land wehte und der den neu Ankommenden vor allem eine Freiheit der Lebensweisen und der Lebensstile versprach. Diese urbane Freiheit bedeutete viel in einer Zeit noch fast feudaler Verhältnisse auf dem Lande, wo das Wachen und Schlafen, das Arbeiten und Feiern, das Lieben und Konsumieren einer strikten lokalen Ordnung und sozialen Kontrolle unterworfen waren. Genau dies meinte auch die doppelte Urbanisierung: den Sprung von der „Nachtwächterstadt“ des 19. zur „Nachtstadt“ des 20. Jahrhunderts, zu einer Stadt der Unruhe und Dynamik, deren räumliche Landschaft nun offen und öffentlich gedacht ist und deren geistig-mentale Verfassung eben auch Arbeit und Gewinn, Genuss und Bildung, Neugier und Erlebnis einschließen soll – „frei“ damit eben auch in ihren Lebensstilen wie in ihren Ausbeutungsverhältnissen. Und diese neue „condition urbaine“ der Moderne fordert daher auch viele architektonische, planerische wie lebensreformerische Experimente heraus, die sich dann in Fabrikkathedralen wie Wohnquartieren, in Festplätzen wie Stadttheatern, in Straßenbahnen wie Gartenstädten niederschlagen. Fast alles scheint darauf angelegt, Urbanität als neuen Lebens- und Kulturstil zu animieren und zu inszenieren.

Zugleich wird damit deutlich, dass Stadtgeschichte als Urbanisierungsgeschichte eben keineswegs nur evolutionär und organisch verläuft, dass nicht alles nur geradlinige Entwicklung und sozialen Fortschritt bedeutet, sondern dass dieser Prozess vielfach auch aggressiv und destruktiv daherkommt. Es handelt sich eben auch um Verdrängungs- und Überlagerungsvorgänge, die Altes und Schwaches rücksichtslos auslöschen und deren Kompass stets vor allem auf Macht, Ökonomie, Repräsentation ausgerichtet ist. Stadträume und Stadtgeschichten verkörpern in diesem Sinne stets ein „Palimpsest“, ein mehrfach zu beschreibendes Pergament, dessen Texte und Texturen immer wieder neue Lesarten ermöglichen und erzwingen. Deshalb bedeutet Urbanisierung eben auch nicht nur: leben und erleben *in* der Großstadt, sondern mindestens ebenso sehr: reden, schreiben und nachdenken *über* dieses urbane Leben. Urbanität wird damit zu einem zentralen Motiv in der (europäischen) Literatur und Wissenschaft, in Malerei und Architektur, in Fotografie und Film, das uns seitdem wie ein Spiegel begleitet, der permanent und

4 Vgl. W. Kaschuba, Die Überwindung der Distanz. Zeit und Raum in der europäischen Moderne (Reihe: Europäische Geschichte), Frankfurt a.M. 2004, S. 126 ff.

2 G. Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben, Frankfurt a.M. 2006 [1903].

3 W. Sombart, Die vorkapitalistische Wirtschaft, München/Leipzig 1928, 2. Halbband, S. 883 ff.

überall verfügbar ist und der zugleich als Animations- wie als Irritationsmedium wirkt (vgl. Abb. 4). Denn es sind die urbanen Bildungsschichten, die in den Stadtromanen von Eugene Sue, John Dos Passos und Alfred Döblin nun „über sich“ lesen – oder eben über die andere, die „dunkle“ Seite der Stadt. Und es sind die urbanen Unterschichten der Dienstmädchen und Arbeiter, die nun im Kintop und im Groschenroman urbane Elends- wie Liebesgeschichten konsumieren.

Urbanität meint auch zunehmend großstädtische *Um- und Außenwelten*, also die Lebensbedingungen und Räume in der Stadt und um sie herum. Und diese moderne kapitalistische Stadt des 20. Jahrhunderts verkörpert sich vor allem in der *fordistischen* Stadt, deren Räume geordnet und deren Lebensformen getaktet sind durch den industriellen Arbeitsrhythmus und den massenhaften Verkehrsfluss, ausgerichtet auf materielle Anordnung und logistische Effizienz, hierarchisiert nach technischer Funktionalität und ökonomischem Ertrag – keine urbane Lebenswelt, sondern reine Arbeitswelt. Dies ist der Preis jenes Wandels von der schlummernden „Nachtwächterstadt“ zur lärmenden „Nachtstadt“. Damit ist auch nochmals angedeutet, dass diese Entwicklung hin zur „lauten Stadt“ von den meisten Zeitgenossen damals durchempfunden wurde, als Teil des Fortschritts, weil eine Befreiung aus dem historischen System lokal strikt verregelter und von der Obrigkeit streng kontrollierter Lebenswelten.

Dies gefiel natürlich nicht allen. So darf selbst in diesem kurzen historischen Abriss das Stichwort „Lärmschutzbewegung“ keinesfalls übergangen werden, das in Deutschland und in Berlin damals insbesondere mit dem Namen Theodor Lessing verbunden war. Lessing gründete in Berlin einen eigenen Lärmschutzverein und forderte in seiner 1908 erschienenen Kampfschrift „Der Lärm“:

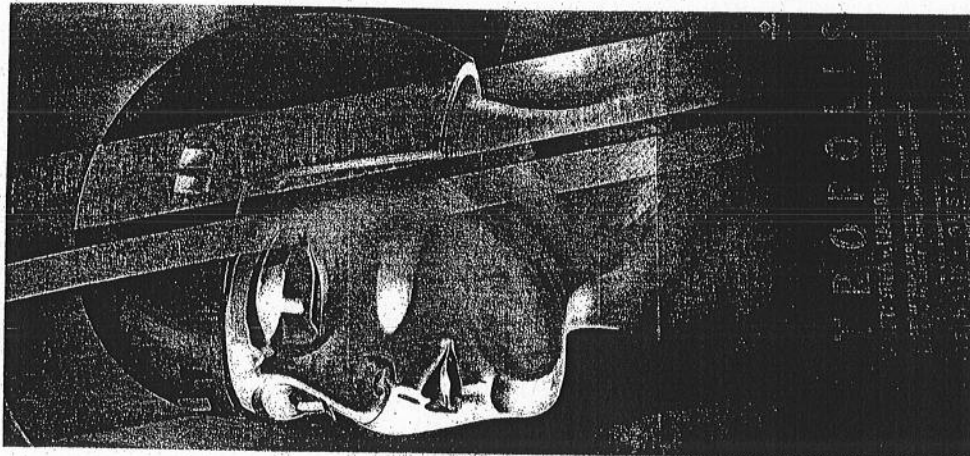


Abb. 4: Metropolis, Filmplakat (1927); Entwurf: Werner Graul.

Erst in unseren Tagen hat durch das Emporwachsen ganz neuer Arten von Verkehrstechnik, von Eisenbahnen, Autobussen, Automobilen, der Lärm der Städte solche Macht gewonnen, daß notwendig eine praktische, soziale Bewegung einsetzen muss, wenn nicht die Hölle von Geräusch, in der wir leben und arbeiten müssen, schließlich langsame Degeneration des Menschengeschlechts, eine allgemeine reizbare Erschöpfung zur Folge haben soll.<sup>5</sup>

Nur wenig später nahm Rainer Maria Rilke dieses Motiv des notorischen Stadtlärms auf, als er seinen Helden Malte Laurids Brigg in den 1920er Jahren in seiner Pariser Dachkammer den Geräuschwellen nachsinnen ließ:

*Daß ich es nicht lassen kann, bei offenem Fenster zu schlafen. Elektrische Bahnen rasen läutend durch meine Stube. Automobile gehen über mich hin. Eine Tür fällt zu. Irigendwo klirrt eine Scheibe herunter, ich höre ihre großen Scherben lachen, die kleinen Splitter kichern. Dann plötzlich dumpfer, eingeschlossener Lärm von der anderen Seite, innen im Haus. Jemand steigt die Treppe. Kommt, kommt, unaufhörlich. Ist da, ist lange da, geht vorbei. Und wieder die Straße.<sup>6</sup>*

#### 4. RENAISSANCE DER CITY

Diese urbane Sound- und Sprachcollage kommt uns schon beinahe vertraut vor. Doch repräsentiert das Berlin der Lessings und das Paris der Rilkes noch immer nicht unsere heutige Urbanität, noch nicht diese „wiederentdeckte“ und „wiedererweckte“ City unserer späten Moderne. Denn das Gesetz der fordistischen Urbanität, der „unternehmerischen Stadt“<sup>7</sup>, wie der amerikanische Stadtforscher David Harvey ihre Charakteristika umschrieben hat, gilt auch nach 1945 noch, vielleicht sogar nochmals verstärkt, weil zu den vielfach monotonen Erscheinungsformen industrieller Urbanität und zu den gerade angerichteten Bombenschäden in den europäischen Städten nun noch die Baggerschäden der planerischen Stadtmoderne der 1950er Jahre hinzukommen. Denn sie verstand unter urbanem Aufbau damals vielfach noch architektonischen Abriss. Im Rückblick jedenfalls erscheint uns diese Beton-Moderne der Nachkriegszeit heute vielfach als eine flächige und nachhaltige Vernichtung von attraktiven Stadträumen und Stadtmotiven. Harald Bodenschatz und andere haben kürzlich am Beispiel von West- und Ostberlin anschaulich gezeigt, wie sich dieses Nachkriegsdrama der Stadtmitte „systemübergreifend“ in BRD wie DDR vollzogen hat.<sup>8</sup>

Die gesamte urbane Situation jedenfalls wird in den 1960er Jahren zunehmend als eine tiefe Krise der Städte wahrgenommen. Auch dazu nur Stichworte: 1961 veröffent-

5 T. Lessing, Der Lärm. Eine Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens, Berlin 1908.

6 R. M. Rilke, Sämtliche Werke, Frankfurt a.M. 1966, Bd. 6, S. 710.

7 D. Harvey, Rebel Cities. From the Right to the City to the Urban Revolution, New York 2012, S. 23.

8 U.a. H. Bodenschatz (Hrsg.), Renaissance der Mitte. Zentrumsumbau in London und Berlin, Berlin 2005.

licht Jane Jacobs ihre düstere Diagnose „The Death and Life of Great American Cities“ 1971 fordert der Deutsche Städtetag verweigert: „Rettet unsere Städte jetzt!“ Und im selben Jahr taucht in New York ein T-Shirt mit dem Logo auf: „I love New York“ (vgl. Abb. 5). Heute kennen es alle und viele tragen es – inzwischen oft verziert mit dem Logo ihrer eigenen Stadt. Doch die meisten wissen nicht oder haben vergessen, dass das Original damals keineswegs für den heutigen hippen Big Apple warb, sondern dass es der Hilferuf einer sterbenden Stadt war, formuliert von einer Künstlergruppe als politischer Appell: „Zieht hier nicht weg! Kapitalisiert nicht einfach vor Verkehr, Verfall, Beton, Kriminalität!“



Abb. 5: I love NY, T-Shirt Berlin 2013;  
Foto: W. Koschuba.

Denn New York war wie viele Städte dieser Nachkriegsmoderne geprägt von den Ideen ökonomischer Effektivität, automobiler Funktionalität und architektonischer Radikalität, also von den Strukturen der fordistischen Stadt, deren Enge, Hektik, Lärm und Dreck das Leben an die Ränder verbannte. Noch in den 1970er Jahren erschienen Einkäufen, Spazierengehen, Joggen, Kaffeetrinken vor Arbeitsschluss in ihnen als „illegitime“ Bedürfnisse und als „unangemessene“ Lebensstile. Eisbecher gar und Campari oder Espresso im Eiscafé Venezia waren gefälligst drinnen zu konsumieren, hinter den Stores: kein „Dolce Vita“ am hellen Nachmittag auf der Terrasse! Hier waren in die Stadträume noch die strengen Texturen von Arbeit, Stress, Lärm und Anonymität eingeschrieben. Und wie ein genetischer Code formten sie die Stadtzentren als effektive Arbeitswelten, nicht als komfortable Lebenswelten.

Heute nun, nur dreißig Jahre später, erfolgt mit dem New Urbanism und der Renaissance der Innenstädte ein grundlegender Paradigmenwechsel – und zwar gleich ein doppelter: in der Funktion wie im Selbstbild der Städte. Vor unseren Augen verwandeln sie sich in der Tat zu strukturell wie charakterlich „anderen“ Orten und Räumen, auch in rebellischer Auflehnung gegen alte kapitalistische Rollenvorgaben und mit erstaunlichem Mut zu einer neuen *kulturellen Urbanität*. Allerdings mussten diesem urbanen Paradigmenwechsel vielfach erst einmal zivile Bewegungen und städtische Programme auf die Sprünge helfen.

So beginnt in den 1960er Jahren eine systematische *Kulturalisierung* der Städte. Angestoßen durch Stadtpolitik „von oben“ wie Bürgerinitiativen „von unten“ wird dabei

9 J. Jacobs, *The Death and Life of Great American Cities*, New York 1961.

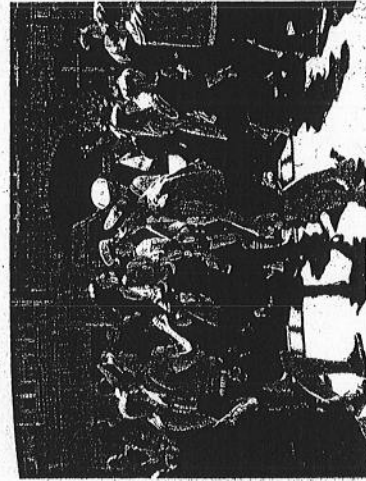


Abb. 6: Christopher Street Day (CSD) in Berlin 2012;  
Foto: W. Koschuba.

Art von lokaler Kultur- und Konsumpromenade zu fungieren, die eben auch ein Stück neuer „öffentlicher“ Raumqualität produziert. Dem folgt die *Festivalisierung* der 1970er Jahre, also die Einrichtung von alljährlichen Musik-, Film- und Literaturveranstaltungen auf dem Marktplatz oder in der Fußgängerzone, die der Stadtkultur neue internationale wie jugendkulturelle Impulse verleihen soll. Parallel dazu wird eine nachhaltige *Institutionalisierung* der Kultur vorangetrieben, indem die Innenstädte mit neuen oder renovierten Kulturbauten überzogen werden in Gestalt von Stadt- und Kunstmuseen, von Kulturscheunen und Musikspeichern samt „kulturflegerischem“ Personal. Davon zeugen heute fast 7.000 kommunale Museen in deutschen Städten, dazu zahllose Jugendclubs wie Seniorentreffs, aber auch die rund 700 alten wie neuen deutschen Stadttheater, die Hälfte aller kommunalen Theater weltweit. In den 1990ern dann schließt sich die *Eventisierung* der Stadtkultur an, also die systematische Inszenierung von urbanen Großereignissen wie Stadtfesten, Konzerten, Partys, Feuerwerken – gedacht als Attraktion zugleich für Touristen wie Einheimische (vgl. Abb. 6).

Gekrönt wird dieses Gesamtkunstwerk der „postfordistischen“ Stadt als einer neuartigen Kulturstadt heute schließlich durch die *ästhetische Medierransierung* der Innenstädte. Dabei kommt es zu einer flächigen „Verpalmung“ und „Verstrandung“ urbaner Räume, wenn jeweils im Frühling zehntausende Topfpalmen und Rhododendren nach draußen gerückt, dazu Sonnenschirme und Sandkästen, Liegestühle und Kunstrasen arrangiert werden, um vorher eher öde Uferäume und Gehsteige nun wie mediterrane Urlaubsresorts aussehen zu lassen. Berlin darf sich ohne Scheu als „Strandhauptstadt“ der Welt titulieren lassen, weil hier bereits alle zentralen Orte regelrecht „verstrandet“ erscheinen: vom Bundeskanzleramt über die Museumsinsel bis zum Hauptbahnhof, an dem der ankommende Reisende von gleich drei Stränden empfangen wird (vgl. Abb. 7).

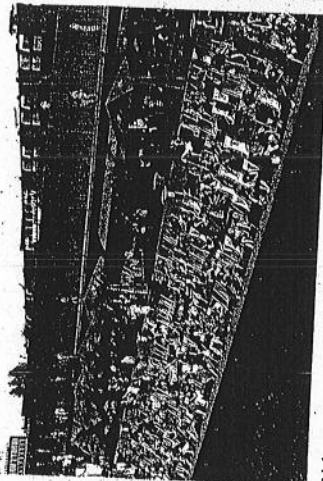


Abb. 7: Strand am Bundeskanzleramt, Berlin 2013; Foto: W. Kaschuba.

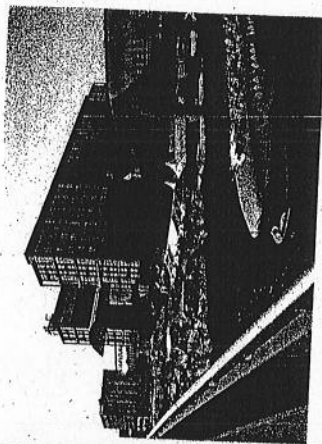


Abb. 8: Am Berliner Hauptbahnhof 2013, Berlin; Foto: W. Kaschuba.

So etwas bietet nicht einmal Rio. Und das Motto dieser Mediterranisierung lautet: „Natur und Lebensstil in die Stadtmitteln!“

In seinem Roman „Gehwegschäden“ beschreibt Helmut Kuhn diese Szenerie in Berlin: „Gleich unterhalb der Monbijoubücke haben sie bunte Liegestühle am Fluss aufgestellt, dort stehen Palmen, Rhododendren und Oleander in Kübeln herum. Hunderte finden sich an warmen Tagen ein und gucken aufs Wasser vor dem Freilufttheater [...] Auf der Spree die Stadtdampfer. Sie fahren im selben Takt vorüber wie die Hochbahnen vom Hackeschen Markt zur Friedrichstraße. Voll gepackt mit Ausflüglern bis zum letzten Platz im Bug [...] Die Menschen auf den Stadtschiffen glotzen die Menschen auf den Liegestühlen an, während die Menschen am Ufer die Menschen auf den Dampfern anstarren. Fast könnte man sich die Hand reichen, aber das tut natürlich niemand.“<sup>10</sup>

Helmut Kuhn wird hier also richtig ironisch. Doch Ironie können die urbanen Akteure auch selbst, weil sie durchaus wissen, dass das Mediterrane in eher nördlich gelegenen Städten mitunter eben auch zur masochistischen Übung geraten kann. So verweisen etwa Ostsee-Strandkorb und Wärmestrahler auf einen doch sehr weiten Mittelmeergebiet. Und dicke Coverboys, deren T-Shirts für „Kotti d'Azur“ werben, lassen dem Kottbusser Damm, der zwischen Kreuzberg und Neukölln eben nur den Landwehrkanal, nicht jedoch das Mittelmeer überspannt, mit Sonnenbrille und Drogenspritze letztlich doch selbstironisch seinen urbanen Stolz (vgl. Abb. 9).

Stolz macht heute zudem schließlich auch die demonstrative Ökologisierung der Städte; also der Verweis auf die zahllosen lokalen Initiativen und Aktivitäten für wie gegen energetische Sanierung, Tempo 30-Zonen, neue Radwege, Parkanlagen oder Urban

<sup>10</sup> H. Kuhn, Gehwegschäden, München 2013, S. 166 f.



Abb. 9: Kotti d'Azur dick. Berlin 2012; Foto: muschi kreuzberg.

Abb. 10: Guerilla Gärtner, Postkarte; Foto: Berentzen.

## Guerillagärtner.

Gardening-Projekte. Letztere vor allem gedeihen mittlerweile von Konstanz bis Flensburg als ideologisch wie ökologisch beschworener städtischer Rettungsring, der jedenfalls mehr Grün, mehr Gärtner und mehr Gurken verspricht. Denn auch hier ist bei dem am Werke: intensives Engagement wie kreative Ironie (vgl. Abb. 10). Auch die Gemeinschaftsgärtner selbst ziehen immer wieder feine und oft ironische Grenzlinien zwischen sich und den traditionellen Schrebergärtnern oder den stylischen Town House-Begrüner: Sie seien schließlich „grüne“ Zivilbürger, nicht in der Wolle gefärbte Spiessbürger.

Es sollte deutlich geworden sein, wie sehr diese *Kulturalisierung der Städte* im Ergebnis eben auch zivilgesellschaftliche Projekte und urbane Experimente befördert hat und weiter befördert – mittlerweile in zahllosen europäischen wie außereuropäischen Städten. Immer noch geht es darum, die Stadtzentren lebendiger und attraktiver zu machen – immer noch durch kommunale Programme „von oben“, wie durch bürgerschaftliche Initiativen „von unten“ und mit einer insgesamt zweifellos beeindruckenden Bilanz!

Nun fragt der Titel dieser Tagung, ob diese neue und lebendige Urbanität nicht eine „Zunutung“ sei, ob das alles nicht vielen zu viel würde – ein Paradoxon: Vor 40 Jahren noch waren die Klagen darüber groß, dass die Stadtmitteln und die Altstädte eher städtischen Friedhöfen glichen. Nun wird umgekehrt gejammert, sie fungierten heute nur noch als Event-Locations und Partybühnen. Das klingt schon ein wenig nach „Elend auf hohem Niveau“.

## 5. ZIVILGESELLSCHAFTLICHE URBANITÄT: TRAUMA ODER TRAUM?

Um deshalb nochmals Ausgangspunkt und Zwischenergebnis festzuhalten: Seit jener „Krise der Städte“ in den 1970er Jahren haben sich keineswegs nur Events, Partys und Touristen in den Innenstädten breitgemacht, keineswegs nur „spaßgesellschaftliche“ Zustände etabliert. Vielmehr haben die Städte selbst Veränderung gewollt, sich ihren neuen Charakter bewusst gesucht und sich dabei räumlich wie sozial aktiv zum *Kultur-Zentrum* umgestaltet. Diese Umgestaltung schließt vor allem auch einen radikalen mentalitären Kurswechsel ein, der die Stadtmitteln nicht länger als Produktions-, Administrations- und Verkehrszentrum begreift. Sie fungiert damit nicht mehr allein als die „fordistische Leitkanzel“ der Arbeitsgesellschaft. Vielmehr entwirft sie sich nun verstärkt selbst auch als ein „kulturelles Biotop“, als eine städtische Lebenswelt und Freizeitanlandschaft, die bewusst Räume und Bühnen bereit stellt für unterschiedliche Bedürfnisse, Kulturmuster und Lebensstile.

Mit der *Kulturalisierung der Städte* ist also nicht etwa nur eine neue urbane Freizeit- und Partygesellschaft entstanden, wie manche Kritiker behaupten, nicht nur ein neuer urbaner Hedonismus, der stadtpolitisch eher passiv bleibt. Vielmehr formiert sich in und mit diesem Prozess zugleich längst auch eine *stadtbürgerliche* und *zivilgesellschaftliche* Bewegung, die Stadträume und Stadtkulturen aktiv umgestaltet. „Stadtmitteln“ markiert in ihrem Sinn dann nicht nur einen neuen Lebensstil- und Freizeitpark, nicht nur Treffpunkte für die Fremden und die Jungen, nicht nur Bühne und Markt für Latte Macchiatto- und Armani-Milieus, sondern das urbane Zentrum neuer Lebensqualität und wachsender Vielfalt und vor allem die Kontaktzone urbaner Gruppen und Kulturen.

Diese neue Stadtmitteln hat dann auch wenig mehr mit der deprimierenden Ödnis jenes New York der 1960er Jahre zu tun oder mit dem aggressiven City-Boom Londons der 1990er Jahre. Stattdessen geht es heute um die Kultivierung und Revitalisierung urbaner Räume unter *lebensweltlichen* Vorzeichen: als kommunikative, interaktive, ästhetische, entschlunigte Orte – mit Cafés, Museen, Parks, Spielplätzen, Skaterbahnen, Flaniererräumen. Insbesondere jedoch wird die Stadtmitteln damit zu einem *Laboratorium* städtischer Zivilgesellschaft, die hier kommuniziert, publiziert, interveniert und organisiert, die also gesellschaftliche Themen in urbanen Räumen publik macht, sich digital wie sozial darüber verständigt, sich dazu organisatorisch formiert wie politisch eingreift.<sup>11</sup> Und dies geschieht längst in fast allen Städten und auf fast allen Ebenen: von den kleinen Quartiers- und Kiezthemen bis zu den großen Planungs-, Öko- und Verkehrsfragen. Selbst in schrumpfenden und kriselnden Städten wird heute solch ein bürgergesellschaftliches Engagement immer häufiger sichtbar, das sein eigenes lokales Krisenmanagement versucht.

11 W. Kaschuba, Stadträume – Stadträume, in: W. Durth (Hrsg.), Stadt bauen. Symposium Integration und Transformation technischer Infrastrukturen in Stadt und Region, Berlin 2013, S. 30-39.

In den letzten Jahren hat sich diese zivilgesellschaftliche Bürgerkultur tatsächlich rasant ausgebreitet und verdichtet. Und sie ist für die Zukunft unserer Städte aus mindestens drei Gründen von eminenter Bedeutung: Zum einen wirkt sie wie eine Mischung aus *Lokalzeitung* und *Bürger-Task Force*, weil sie die Stadtlandschaft als ein sensorisches und dynamisches Kraftfeld betrachtet, in dem sie soziale Prozesse „teilnehmend“ beobachtet und deren kulturelle Logiken zu verstehen versucht. Sie fungiert da wie ein „sozialer Scanner“, der Probleme, Konflikte, Themen, Chancen städtischer Entwicklung in ihrer spezifischen lokalen und sozialen Gestalt zu identifizieren vermag, weil er viel näher am lebensweltlichen Geschehen agiert als lokale Administratoren. Neuere Studien aus den USA bestätigen auch, dass Städte ohne die klassische Einrichtung der Lokalzeitungen und ohne neue bürgergesellschaftliche Gruppen, also ohne ein funktionierendes System von „citizen science“ keine integrative Identität mehr aufweisen und sozial tendenziell zerfallen.<sup>12</sup>

Zum zweiten entwickeln zivilgesellschaftliche Gruppen und Praxen damit eine neue Qualität *urbaner Expertise* und *sozialen Experimentums*, weil sie ihr Wissen unmittelbar aus der Stadtgesellschaft schöpfen und weil sie umgekehrt durch diese auch ihre Legitimation erfahren – auch deshalb: „citizen science“. Bei vielen städtischen Planungsvorgängen wird längst sichtbar, dass die sachliche Expertise wie die mediale Präsenz zivilgesellschaftlicher Gruppen unverzichtbar sind – jedenfalls für intelligente Administratoren, die diese Gruppen zunehmend in ihre Planungen und Abläufe einbeziehen. Denn deren kommunikative Praxis des Zuhörens, Bloggens, Twitterns und Demonstrierens befördert zugleich auch Formen der lokalen und urbanen Vergemeinschaftung, die den Rat- und akademischen Expertentum aus den kommunalen Planungsstäben verdrängt, weil sich sein Wissensmodus als zu abstrakt und zu unflexibel erweist. Daraus mögen im Einzelfall dann allerdings durchaus auch neue Probleme entstehen, etwa solche der Planungsverzögerung oder – angesichts zu erwartender Widerstände – der „Planungsfeigheit“ bei kommunalen Großvorhaben. Denn auch „totale“ kommunale Demokratie führt keineswegs immer zu intelligenten und schon gar nicht automatisch zu stilisierteren Lösungen. Auch neigen gewisse manche der neuen sozialen Experten dazu, sich nun ihrerseits als „Funktionäre“ zu gebärden – quasi als zivile Administratoren mit eingebauter Bedenkenträger-Automatik. Im Rückblick jedoch auf die guten alten Zeiten kommunaler „Basta-Politik“ erscheint die heutige urbane Zivilgesellschaft dennoch und insgesamt als ein deutlicher Fortschritt.

Zum dritten und vor allem gestalten die kreativen Informations- und Aktionsformen urbaner Zivilgesellschaft das *politische und kulturelle Leben* der Städte selbst um, weil durch sie verkrustete administrative Strukturen und erstarrte soziale Formationen auf-

12 R. Giesinger, Das Blatt wendet sich, in: Berliner Tagesspiegel, 30.03.2014, S. 7.



gebrochen werden. Die herkömmlichen Unterscheidungen etwa zwischen „privat“ und „öffentlich“ wie zwischen „Party“ und „Politik“ werden damit immer schwieriger und zugleich nutzloser, weil die Vielfalt, die Wandlungsfähigkeit und die Mischung zivilgesellschaftlicher Formen und Funktionen solches Schubladendenken obsolet machen. Was Hans Monderman für den städtischen Verkehr einst als „Shared Spaces“<sup>13</sup> vorgeschlagen, gilt längst und generell für das soziale und kulturelle Stadtleben insgesamt: Die Stadtlandschaften formieren sich in neuen und eng ineinander verwobenen sozial-räumlichen Arrangements. Auch die konfrontativen Gegenüberstellungen von „einheimisch“ und „fremd“, von „Einwohner“ und „Tourist“, von „Eingeborenem“ und „Migrant“ taugen kaum mehr als urbane Markierungen, weil wir alle in den eigenen wie in den fremden Städten zunehmend Ähnliches haben wollen und tun. „Stadtkultur“ als Alltagswelt meint heute fast überall eben auch Latte Macchiato wie Apéro Spritz, Theater wie Ballett, Strandliegestuhl wie Parkbank, Döner wie Sushi. Wir können uns dabei nur mehr aussuchen, zu welchem Stadt-Kultur-Konsumtyp wir eher gehören möchten.

All dies muss nun nicht überschwänglich gefeiert werden. Denn auch mitternächtliche Böttlepartys und selbst angebaute Möhrchen retten unsere Städte nicht vor den Gefahren der Entfremdung und Überforderung wie der Kapitalisierung und Gentrifizierung. Auch sind bürgerschaftliche Bewegungen meist mittelschichtig zentriert, mit durchaus eigenen sozialen und politischen Interessen, die manchmal wenig mit den Problemen von bildungsfernen Familien, Hartz IV-Empfängern, Alleinerziehenden und migrantischen Haushalten zu tun haben. Dennoch beeindruckt die Dichte, die Vielfalt, die Reichweite und die Nachhaltigkeit dieser zivilen Bewegung und auch ihre allmähliche Annäherung an andere soziale Gruppen und Lebenswirklichkeiten. Es beeindruckt auch ihre kreativen Ideen von einem neuen „mittigen Leben“ und ihre Funktion als urbanes „Utopiepotenzial“. Denn vielfach wird Stadtkultur in der Perspektive dieses „citizen science“ nun auch in neuen sozialen Dimensionen und kulturellen Formen gedacht.

Damit wird zugleich auch eine grundsätzliche Dimension städtgesellschaftlicher Entwicklung wieder deutlicher sichtbar, die lange verschüttet schien: der besondere *biografische Modus* in der Entwicklung urbaner Kulturen und Räume. Gerade er kommt heute wieder stärker zum Tragen, weil die urbanen Räume materiell wie imaginär nun „anders“ konzipiert werden: eben als subjektbezogene Kultur- und Lebenswelten. Dieser *biografische Modus* meint zweierlei: einerseits die Geschichten und Erzählungen, die in die historischen urbanen Räume eingeschrieben sind und die ihn symbolisch kodieren und historisieren: als Marktplatz, als Judenviertel, als Flaniermeile, als Arbeiterkiez, als Altstadt – wobei diese Einschreibungen sich immer wieder verändern, modifiziert werden oder unter dem Einfluss von neuen urbanen Bildern und Lebensstilen verschwinden.

13 Ausführlicher zu „Shared Space“: H. Monderman, *Designing Shared Space* [Video, 57:33], Urban Design London, 2007.

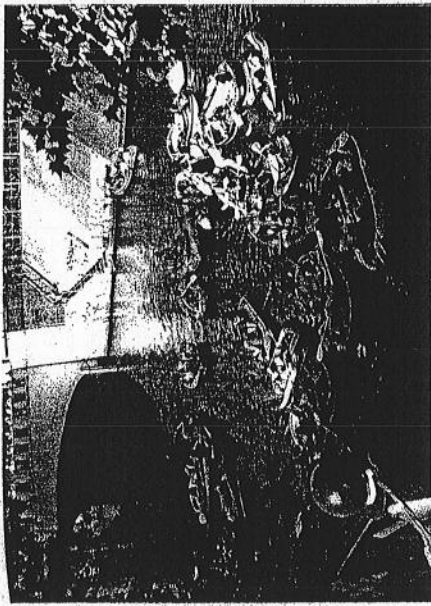


Abb. 11: Schlauchboote auf dem Kanal, Berlin 2013; Foto: W. Kaschuba.

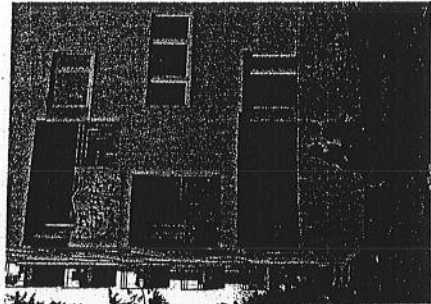


Abb. 12: Haus Reichensberger Straße, Berlin 2013; Foto: W. Kaschuba.

Aus historischen Stoffen und Prägungen des Stadtraumes wird kulturelles Kapital geschlagen, wenn das ehemals proletarische oder migrantische Viertel etwa zur Touristenmeile mit Museum, mit Kiezkiepen und mit Stadtführungen umgebildet wird – in einer komplexen Transformation historisch-sozialer Semantiken und urbaner Topoi. Andererseits betrifft dieser *biografische Modus* uns, die Bewohner, Benutzer und Besucher urbaner Orte und Räume. Denn auch wir leben und altern in und mit diesen Räumen. Und wir wollen die Räume gewissermaßen mit uns „altern“ sehen, unsere Veränderungen mit ihnen verknüpfen, ihnen also den Stempel der Wünsche und Nutzungsinteressen unserer jeweiligen Lebensabschnitte aufdrücken. In Berlin gibt es dies auch mal „vom Besetzer zum Besitzer“. Tatsächlich machen manche hier im Laufe ihres Lebens die Erfahrung, dass sie, wenn sie nach frühen „Besetzerjahren“ in Kreuzberg und Neukölln heute mit Familie und im genossenschaftlichen Verband endlich selbst Wohneigentümer werden, von der nächsten „autonomen“ Generation nun ihrerseits als „Gentrifizierer“ attackiert werden (obwohl sie doch politisch wie finanziell hart für ihr Wohneigentum arbeiten mussten, während sich unter ihren Kritikern vermutlich nicht wenige Besitzer älterer Bausparverträge tummeln). Auch so mancher einstige Partygänger, der jahrelang und gern in den Musikclubs nebenan unterwegs war, empfindet zehn Jahre später und angesichts der kleinen schlafenden Tochter diesebe heiße Musik nur mehr als Lärmbelästigung (und die Clubleute dürfen sich über diese Verspöberung nur wundern bzw. neue Lärmschutzwände bezahlen). Und Kunstliebhaber, die sich im-

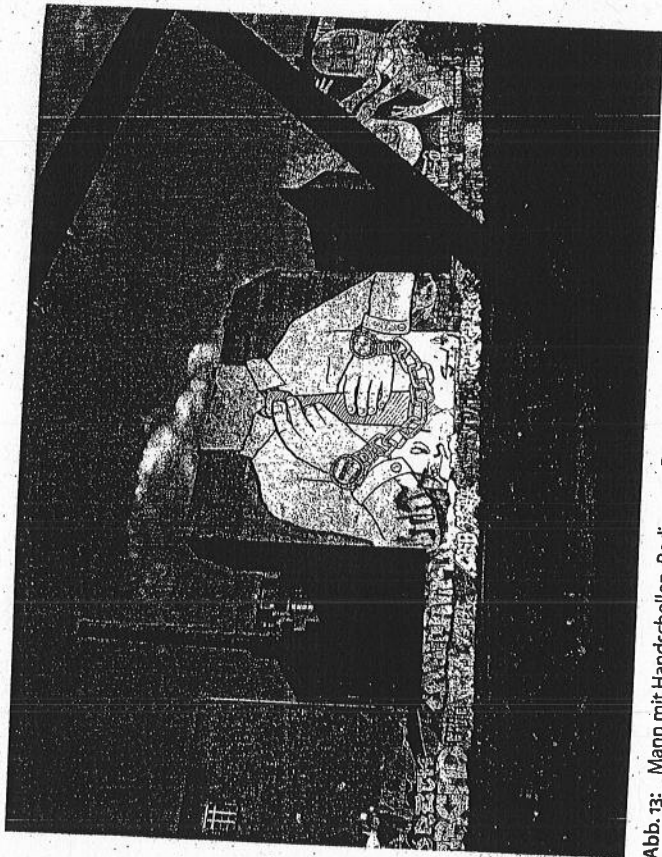


Abb. 13: Mann mit Handschellen, Berlin 2013; Foto: W. Kaschuba.

mer als Anhänger der Urban Art fühlten, betrachten mit fortschreitendem Alter dann doch manches Graffiti an der frisch geweißten eigenen Hauswand nicht mehr wirklich als Kunst, sondern bloß noch als Schmiererei (sagen das jedoch nicht laut, sondern nur leise zu ihrem Hausmeister).

Die *biografische Perspektive* meint also, dass urbane Räume und urbane Menschen sich bewegen, sich verändern, altern – in unterschiedlicher Weise und in durchaus symbolischen wie konflikthaften Verläufen. Das war zwar irgendwie „schon immer“ so, doch nie zuvor waren unsere Ansprüche und Forderungen als Stadtbewohner so stark und so massiv, dass unsere jeweilige „soziobiografische Situation“ im städtischen Raum nirgendwo deutlicher werden, dass sie seine Struktur prägen müsse. Dies wird eben nirgendwo deutlicher als in den wachsenden Nutzungs- und Kulturkonflikten im urbanen Raum. Wenn alteingesessene Clubs, Musikkneipen oder Restaurants plötzlich von zugezogenen Wohnungseigentümern zu Ruhestörern oder Restaurants plötzlich von oder Unterhaltung nicht mehr die „Tradition des Ortes“ widerspiegelt, sondern zur lästigen Geräuschkulisse erklärt wird. Oder wenn der vorher lebendige öffentliche Raum der Stadtmittie oder des Marktplatzes in eine familiäre und rentnerliche „Ruhezone“ umco-

diert werden soll. Oder wenn städtische Ordnungsmächtigere und Verwaltungsgerichte eher hilflos entscheiden sollen, welche Nutzungsformen im Stadtleben nun „wo als „ortsüblich“ und „kulturell“ angemessen zu gelten haben und welche nicht.

Dabei geht es stets um mehr als nur um den vordergründigen Konflikt: Es geht vielmehr um einen symbolischen Kampf um Raumhoheit. Also um die soziale und kulturelle Deutung städtischer Räume, die von verschiedenen Gruppen benutzt und beansprucht werden und in denen daher jeweils neu auszuhandeln ist, welches „Wir“ hier wann das Sagen hat, wer sich im Raum also wo und wie repräsentiert sehen darf. Und jedes dieser „Wir“ behauptet stets, das allgemeine, öffentliche, echte „Wir“ der Einheimischen zu sein: also exklusiv das lokale Allgemeinwohl zu vertreten – entweder im Sinne der Tradition (und der Ruhe) oder eben umgekehrt in dem der Innovation (und des Sounds). Tatsächlich jedoch handelt es sich dabei oft auch um Versuche der „Privatisierung des Öffentlichen“, also der Durchsetzung der eigenen Interessen und Ideen unter Zurückdrängung der anderen.

Deshalb, weil die Stadtmittie als soziale Lebenswelt und als kulturelle Bühne gegenwärtig neu entdeckt wird, gerät sie zwangsläufig zur stadgesellschaftlichen „Kampfzone“. Denn dabei geht es nicht nur mehr um die Mitte, sondern um die Stadt insgesamt. „Wem gehört die Stadt?“ Einheimischen oder Touristen, Bürgern oder Partyvolk, Denkmalern oder Pommesebuden? Da rasten die Stereotypen dann doch wieder rasch ein, weil wir in solchen Kontroversen gerne zuspitzen. Dabei moralisieren wir in manchmal extremer Weise, indem wir eigene Positionen symbolisch überhöhen und andere stereotyp erniedrigen, wenn etwa in einigen Berliner Bezirken mittlerweile Plakate aushängen, die im Stile amerikanischer Wanted-Steckbriefe nach „Kiezkillern“ fahnden, also nach vermeintlichen oder wirklichen Gentrifizierern. Die deutschen Gerichtsstatistiken verraten uns allerdings, dass sich die wirklich massenhaften städtischen Konflikte meist um Banaleres drehen: um Lärmbelästigung durch Musik, um Nachbarschaftsprobleme mit Kehrwoche und Schneeschippen und um akustisch „hochwertige“ Heimwerkerarbeit – genau in dieser Reihenfolge. Und dies drückt sich dann auch in den einschlägigen Titeln der Lokalzeitungen aus, wenn über „Ballermann am Neckar“ oder „Vorglühen in Bern“ berichtet wird.<sup>14</sup>

Nun gibt es natürlich kein Patentrezept, das diese Konflikte um unterschiedliche Auffassungen von Urbanität und Lebensstil lösen könnte. Doch es gab und gibt Versuche atmosphärischer Entspannungspolitik: etwa das „Mittmach-Prinzip“, das einfach zur Beteiligung an den urbanen Erlebnisgemeinschaften auffordert, wie sie sich im Biergarten, beim Public Viewing, beim Boulespiel oder bei der Party bilden – das aber nicht jedem gefällt und nicht immer wirkt. Oder das städtische „Zonen-Prinzip“, das urbane Räume in eine feste Ordnung von unterschiedlichen Lärm- und Ruhezonen aufzuteilen ver-

14 Vgl. Badische Zeitung, 10.07.2013; Berner Zeitung 09.09.2013.

sucht – jedoch auch schon vielfach gescheitert ist. Oder das „Aushandlungsprinzip“, das in Gestalt von Moderationen, Runden Tischen, Kiezpalavern versucht, tatsächlich „zivilgesellschaftliche“ Mischungen, Kommunikationen und Nutzungen zu entwickeln – vielfach durchaus wirksam und erfolgreich. Oder schließlich auch das „interkulturelle Prinzip“, das bewusst unterschiedliche Herkunfts- und Altersgruppen, verschiedene Interessen und Stile räumlich zu mischen versucht, das also Freizeit-, Fest- und Kommunikationsformate verzahnt, formelle wie informelle Strukturen verknüpft und kulturelle mit finanziellen Logiken vermengt, um möglichst niedrigschwellige, offene und variable Zugänge anzubieten – oft mit gutem Erfolg, weil damit die üblichen Frontbildungen zwischen vermeintlichen Tätern und Opfern wie zwischen Einheimischen und Fremden häufig vermieden werden können. Jedenfalls empfiehlt es sich am Ende des Tages, in der „Kampfzone Stadtmitte“ und im dort oft heftigen „Kampfgetümmel“ stets auch die radikale Alternative dazu mit zu bedenken: die Altstadt und die Stadtmitte als touristisches „Geronto-Top“ oder als altdeutsche „Nachtwächter-Stadt“. Das klingt dann auch nicht wirklich nach Urbanität und Utopie.

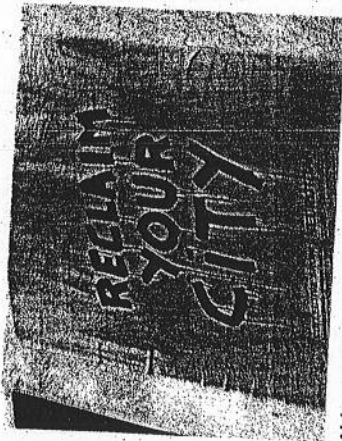


Abb. 14: Reclaim your City – Berlin 2013;  
Foto: W. Kaschuba.

## WAS TUN GEGEN ÜBERBEANSPRUCHE INNENSTÄDTE?

ÖFFENTLICHER RAUM UND ALKOHOLKONSUM  
UNTERSUCHUNGSERGEBNISSE AUS BADEN WÜRTTEMBERG

### 1. AUSGANGSSITUATION – KONFLIKTE IN DEN INNENSTÄDTEN

In den Sommermonaten treffen sich immer mehr Menschen unter freiem Himmel im öffentlichen Raum der Innenstädte. In Zusammenhang mit riskantem Alkoholkonsum kommt es vielfach zu so genannten Saufgelagen mit Gejohle, Gegröle und aggressiven Auseinandersetzungen. Bewohner, die in der Nähe von solchen Orten leben, beklagen sich dann über Lärm, Verunreinigungen und äußern Angst vor Übergriffen. Regelmäßig wird der Konflikt mit Schulzuweisungen geschürt, indem dieselben Argumente und Vorwürfe Jahr für Jahr in Pressebeiträgen aufgelistet werden. Den Stadtverwaltungen und der Polizei werfen die Anwohner Untätigkeit vor. Es kommt zum Streit wegen der Verantwortungszuschreibungen zwischen Behörden. Gegen die Vorhaltungen der belästigten Anwohner argumentieren die Lärmverursacher insofern, dass sie sich durch mehr Kontrollen und Verordnungen nicht in ihren Freiheiten einschränken lassen wollen.

Die Tourismusbüros wollen wiederum die Innenstädte attraktiver machen, indem immer mehr Unterkünfte, Bars und andere Vergnügungseinrichtungen an ausgewählten Orten der Stadt konzentriert werden. Sie werben damit auf ihren Webseiten, wie die Beispielspiele Heidelberg und Ravensburg zeigen:

„Sobald sich die Sonne zeigt, sitzt man in Heidelberg gerne draußen. Zahlreiche Biergärten und Sonnenterrassen verleihen der Stadt ein mediterranes Flair und verlocken dazu, im Freien zu essen und zu trinken und in Gesellschaft zu genießen. Abends öffnen zusätzlich die Bars und Clubs ihre Tore für Abendbummler und Nachtschwärmer – angesagte Treffpunkte für Einheimische und Gäste der Stadt.“<sup>1</sup>

„Genießen – Cafés und Restaurants sind gut besucht – tagsüber ebenso wie abends. Wer ausgeht, hat die Qual der Wahl. Man kommt gerne öfter in die lebendige Stadt, um sich mit Freunden in schönen Lokalen zu treffen.“<sup>2</sup>

Städte rechtfertigen dies oft mit wirtschaftlichen Argumenten, da Tourismus Arbeitsplätze, wirtschaftliche Dynamik und kulturelle Vielfalt bringen soll. Leidtragende sind

1 Vgl. [www.heidelberg.de/hd.Lde/HD/Erleben/Gastronomie.html](http://www.heidelberg.de/hd.Lde/HD/Erleben/Gastronomie.html) [24.10.2014].

2 Vgl. [www.ravensburg.de/rv/kultur-freizeit-einkaufen/](http://www.ravensburg.de/rv/kultur-freizeit-einkaufen/) [24.10.2014].



**Forum Stadt**

**Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte,  
Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung**

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V. in  
Verbindung mit Gerd Albers, Harald Bodenschatz, Tilman Harlander,  
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

**Redaktionskollegium:**

- Hans Schultheiß (Chefredakteur) –  
Geographisches Institut
- Prof. Dr. Dietrich Deneke, Universität Göttingen,  
Geographisches Institut
- Prof. Dr. Andreas Gestrich, London,  
Deutsches Historisches Institut
- Dr. Theresia Gürtler Berger, Luzern  
Städtebau-Institut
- Prof. Dr. Johann Jessen, Universität Stuttgart,  
Städtebau-Institut
- Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,  
Bundesinst. für Bau-, Stadt- und Raumforschung
- Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier, Bauhaus-Universität  
Weimar, Denkmalpflege und Baugeschichte
- Prof. Dr. Ursula von Petz, Universität Dortmund
- Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,  
Institut für Architekturgeschichte
- Volker Roscher, Architektur Centrum Hamburg
- Prof. Dr. Dieter Schöft, TU Darmstadt,  
Institut für Geschichte,
- Prof. Dr. Holger Sommerand, Universität Stuttgart,  
Historisches Institut

**Redaktionelle Zuschriften**

und Besprechungsexemplare werden an die  
Redaktionsadresse erbeten:  
Forum Stadt  
Postfach 100355  
73728 Esslingen  
E-mail: hans.schultheiss@esslingen.de  
Tel. +49(0)711 3512-3242; Fax +49(0)711 3512-2418  
Internet: www.forum-stadt.eu

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglieder-  
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden  
»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.

**Erscheinungsweise:**

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

**Bezugsbedingungen:**

Jahresabonnement EUR 89,- Einzelheft EUR 24,-  
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-  
jeweils zzgl. Versandkosten.



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Viertel-  
jahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziolo-  
gie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter  
dem Oberbittel »Die alte Stadt« (ISSN 0170-9364).

Schwerpunkt:

**ALTSTADT FÜR ALLE?  
URBANITÄT ALS ZUMUTUNG**

Herausgegeben von Johann Jessen

Johann Jessen  
Editorial ..... 355

**ABHANDLUNGEN**

Wolfgang Kaschuba  
Kampfone Stadtmitte: Wem gehört die City? ..... 357

Max Hermanutz  
Was tun gegen überbeanspruchte Innenstädte? Öffentlicher Raum und  
Alkoholkonsum. Untersuchungsergebnisse aus Baden Württemberg ..... 377

Peter Koler  
Präventive Ansätze im Nachleben: »Feiern mit Niveau« ..... 391

Peter Neumann  
Das Konzept »Design für alle« – Beispiel: Altstadt Paderborn ..... 403

Juliane von Hagen  
Ambivalenzen in Stadträumen. Veränderungen in öffentlich  
zugänglichen Räumen als kontinuerliche Herausforderung ..... 412

**AUTORINNEN / AUTOREN** ..... 420

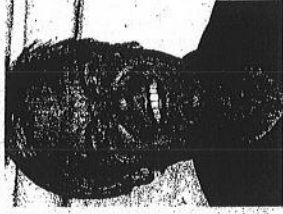
**FORUM**

Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung DASL,  
Ausschuss Städtebau  
Städte in Deutschland 2030: Herausforderungen und Chancen für  
Stadtentwicklung und Städtebau. Positionspapier ..... 421

## ALTSTADT FÜR ALLE? URBANITÄT ALS ZUMUTUNG

### BESPRECHUNGEN

- MANFRED GROTEN, Die deutsche Stadt im Mittelalter (*Wilhelm Ribbidge*) ..... 431
- NIELS M. SCHINKER, Die Gartenstadt Hellerau 1909 - 1945. Stadtbaukunst, Kleinwohnungsbau, Sozial- und Bodenreform (*Werner Durth*) ..... 434
- JAN SALM, Ostpreussische Städte im Ersten Weltkrieg. Wiederaufbau und Neuerfindung (*János Brenner*) ..... 435
- FRANCESCA FERGUSON / URBAN DRIFF PROJECTS (Hrsg.), Make Shift City (*Robert Kaltenbrunner*) ..... 439
- JÜRGEN SULZER, Stadtstärken. Robustheit des Städtischen (*Robert Kaltenbrunner*) ... 439
- UTA CASPARY, Ornamente der Fassade in der europäischen Architektur seit den 1990er Jahren (*Robert Kaltenbrunner*) ..... 441



### EDITORIAL

Die Innenstadt soll Platz für erlebnisreichen Konsum, attraktives Wohnen, politische Demonstration und Event-Spektakel bieten und gleichzeitig die gute Stube der Stadt sein. Der öffentliche Raum soll Kundenströme bewältigen, Lieferverkehr aufnehmen, barrierefrei sein und dabei sein historisches Gesicht bewahren. Das Ideal ist der für alle Bürger und viele Zwecke nutzbare Stadtraum. Dem stehen handfeste Konflikte, Störungen und Barrieren entgegen: zwischen Bewohnern und Touristen, Straßenmusikern und Ladenbesitzern, laut feiernden Jugendlichen und ruhesuchenden Senioren, zwischen kommerzieller und kultureller Nutzung, zwischen kontemplativer und aktiver Nutzung. Urbanität verlangt oft mehr Toleranz als aufgebracht werden kann. Die ökonomisch stärkeren Nutzungen und physisch präsenten Nutzer setzen sich meist auch im öffentlichen Raum der Innenstädte durch. Die ökonomisch und politisch Schwächeren, die Leiseren und Langsameren haben es schwer, sich zu behaupten.

Die Innenstadt als Konfliktzone ist Thema dieses Heftes. Die Beiträge sind überarbeitete Vorträge, die am 15./16. Mai 2014 auf der Internationalen Tagung „Altstadt für alle? Urbanität als Zumutung“ von „Forum Stadt – Netzwerk historische Städte e.V.“ in Sterzing (Südtirol) gehalten wurden. Auf wen die Formulierung von der „Urbanität als Zumutung“ zurückgeht, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, vermutlich auf den stadtsociologischen Diskurs des letzten Jahrzehnts über die Europäische Stadt. Einem größeren Kreis hat sie 2010 ein Artikel von Gerhard Mätzig, Fachjournalist der Süddeutschen Zeitung, nahegebracht: „Urbanität ist etwas, das fast jeder will in Deutschland – aber kaum jemand hält sie aus. Deshalb wird gegen die Zumutungen der Städte wie nie zuvor protestiert“.<sup>1</sup> Folgende Frage stand im Mittelpunkt der Tagung: Welche Möglich-

1 G. Mätzig, Wer rein kommt, ist drin, in: Süddeutsche Zeitung, 11/12.12.2010; (nachgedruckt in: O. Frey/F. Koch (Hrsg.), Positionen zur Urbanistik II. Gesellschaft, Governance, Gestaltung, Münster 2011, S. 65-68.